

des »Lebens Jesu« und der »Christlichen Glaubenslehre« oder den »Streitschriften« auch nur geblättert hat? Trüge er ersteres nach, so würde sein Gesamturteil über den Fichteschen Stil vermutlich anders ausfallen; entschlösse er sich zu letzterem, so würde er Gottschall nicht widersprechen, der bei Strauß »die an Lessing mahnende, maßvolle Ausbreitung glücklich verschlungener Perioden« gerühmt hat, und sich hüten, der gesamten, meist geradezu herrlichen Prosa des berühmten Theologen eine Etikette anzuhängen, die bestenfalls und notdürftig auf den »Alten und neuen Glauben« paßt. Freilich aber, wenn Eckertz wieder eine Seite später den Stil Richard Wagners »einzig« findet, und zwar den literarischen Stil — die Deutung, daß er den Musikstil meine, schließt, wiewohl an der betreffenden Stelle Schumann und Wagner als Komponisten aufgeführt werden, der ganze Zusammenhang aus —, dann erscheinen selbst derartige Prophezeiungen vorschnell; dann ist in bezug auf ästhetische Sprachschätzung dem Verfasser alles, auch das Ungeheuerlichste zuzutrauen. Verkehrt wie die philosophischen und stilkritischen Urteile über Fichte und Strauß erscheint auch der Satz auf Seite 36: »Schon Leibnizens ‚prästabilierte Harmonie‘ ist dieser künstlerischen Sublimierung universellen Wissens vergleichbar«: — es läßt sich kaum erraten, welche Vorstellung von der prästabilierten Harmonie, deren Konzeption mit der tatsächlich enormen Wissensfülle ihres Urhebers doch so gar nichts zu tun hat, diesen dunklen Worten zugrunde liegt. Eine Dunkelheit anderer Art, nämlich eine Verschwommenheit und Ungenauigkeit des Ausdrucks, verwirrt den Leser Seite 6, wo Eckertz von »dichterischen Gestalten« spricht, »die zwischen Empedokles und Diogenes Laertius sich bewegen«, so daß der Unkundige sich versucht fühlen könnte, den alten Geschichtsschreiber der Philosophie entweder mit einem Dichter oder — noch drolliger! — einem Poesiegebilde zu verwechseln. Dagegen ist der »Übersetzer Beyles« (S. 32) wohl nur ein Schreib- beziehungsweise Druckfehler. Selbst wenn der Verfasser von dem großen Skeptiker nichts gehört haben sollte, was bei seiner Belesenheit und hohen Allgemeinbildung recht unwahrscheinlich ist, so wäre es doch nicht denkbar, daß er Lessing für den Übersetzer Stendhals hielte.

Zum Schlusse dieser Anzeige muß ich noch des schlimmsten und ärgerlichsten Schönheitsfehlers des Eckertzchen Buches erwähnen, — der überaus affektierten, gekünstelten Sprache. In jedem Kapitel wimmelt es von gesuchten, gequälten Wendungen und absichtlich falsch gebrauchten Ausdrücken, und fast keine Seite ist von solchen Ausdrücken und Wendungen frei. Der echt moderne Schriftsteller gefällt sich darin, dem Sprachgeiste Trotz zu bieten. Er weiß, daß »Schwarm« etwas anderes ist als »Schwärmerei«, und er braucht tatsächlich sehr oft, z. B. so Seite 115, 195, 207 und 233, »Schwarm« und »Schwärme« in der richtigen Bedeutung, so, wie er auch das Zeitwort »Schwärmen« im Sinne von Schwärmerei Seite 196 korrekt anwendet; aber das hindert ihn nicht, anfänglich immer »Schwarm« zu sagen, wo es Schwärmerei heißen muß. Er weiß, daß man nicht »gefeinert«, sondern »verfeinert« schreibt, denn er redet Seite 197 selbst von »verfeinerter Eleganz«; aber Seite 159 hat er doch die erstere, unmögliche, allem Sprachgeföhle zuwider, unsäglich fade Form um eben dieser Fadaise willen vorgezogen. Er weiß auch ge- wiß, daß es vollkommen unsinnig ist, Seite 99 Nietzsche »als Entgelt die Baseler Professur« bekommen zu lassen, da nicht ein »Entgelt«, sondern ein »Ersatz« in Frage steht; aber er scheut sich nicht im mindesten, »Entgelt« für »Ersatz«, den schiefen für den zutreffenden Ausdruck zu setzen. Er weiß ferner ohne Zweifel, daß »erheitert« in unserem jetzigen Deutsch den Beigeschmack von »belustigt«, »komisch berührt« hat, und doch heißt Seite 100 »von dieser alten Ritterart erheitert« bei ihm so viel wie »davon innerlich gehoben«, in »sympathische frohe Stimmung versetzt«.